

sprachen vorwiegend aus einsilbigen kurzen Wörtern bestanden hätten, wird schon von Monbodo mit dem Hinweis bestritten, daß bei den Estimos das Wörtchen mik-ke-u-wk-rook klein bedeute, und won-na-we-uhk-tuck-lait viel. Vorwiegend einsilbige und konsonantenreiche Sprachen wie die Chinesische und Hebräische sind, weit entfernt Natursprachen zu sein, vielmehr das Endergebnis vielfältiger und systematischer Abkürzung. Auch in der Wort- und Satzbildung bietet die Kindersprache mancherlei Parallelen zu den analogen Vorgängen im Sprachenleben der Völker, z. B. darin, daß die Kindersprache sich gänzlich auf die Bezeichnung bestimmter Gegenstände und Verhältnisse beschränkt und daß ihr alle die abgeleiteten Worte zur Bezeichnung abstrakter Begriffe, z. B. alle die Wortendungen auf ung, keit, heit, schaft, nis usw., völlig fehlen. Gewiß hatte man anfangs nur einen beschränkten Wortschatz von sogenannten Hauptworten und bediente sich seiner, ähnlich wie die Kinder in ihren ersten „Erzählungen“, ohne alle satzgemäße Verbindung nur mit Unterstützung eines lebhaften Gebärdenspiels. Dazu fanden sich dann wohl zunächst Bezeichnungen für gewisse Tätigkeiten und Eigenschaften der Dinge.

Ein lehrreiches Beispiel von der Unvollständigkeit des Wortschatzes der Natursprachen bilden die Farbworte, die in neuerer Zeit Anlaß zu vielen Diskussionen gegeben haben. Es war dem englischen Premierminister Gladstone aufgefallen, daß Homer so überaus arm an Farbwörtern ist und daß ihm feststehende Bezeichnungen für Grün und Blau ganz fehlen. Geiger, der diesen Mangel auch bei den alten Indern, Hebräern und nordischen Völkern nachwies, baute darauf die tolle, mit einem Aufwande großer Gelehrsamkeit unterstützte Theorie, daß diese alten Völker eben noch kein Grün und Blau hätten unterscheiden können und daß sich der Farbensinn beim Menschen erst in historischen Zeiten entwickelt habe. Nachdem diese einschmeichelnde Theorie ein großes Aufsehen erregt und unzählige, meist zustimmende Veröffentlichungen veranlaßt hatte, zeigte der Schreiber dieser Zeilen zuerst (1877), daß es sich hierbei einzig um eine Unvollkommenheit resp. Wortarmut der älteren Sprachen, aber nicht um eine Unvollkommenheit des Sinnes handele, sofern dem Naturzustande nächstehende Völker stets nur Worte zur Bezeichnung derjenigen Farben hätten, die sie zu färben verstünden, weshalb besondere Ausdrücke für die Zwischenfarben, wie Lila, Violett und Pensee, erst in ganz modernen Zeiten in Gebrauch gekommen seien, nachdem man diese Nuancen sicher in der Küche zu treffen lernte. Gereifte Ethnologen, wie z. B. Hartmann in Berlin und der Amerikaner Grant Allen — der sich deshalb mit zahlreichen Reisenden und Missionären in Verbindung gesetzt hatte — haben seitdem meine Darlegungen im vollen Umfange bestätigt, und die Geigersche Phantasie ist damit wohl als begraben zu betrachten. Die Sache hat für das Verständnis der Bereicherung des Sprachschates aber ein bedeutendes Interesse, denn ebenso wie die drei letztgenannten jüngeren Farbworte von konkreten Gegenständen